

Abend-



Zeitung.

Vierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Sechster Jahrgang.

N<sup>o</sup> 8.

Donnerstag, den 21. August.

1856.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; ein dazu gehöriges Literaturblatt wird von Zeit zu Zeit ausgegeben. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

### Der Engel der Bogen.

Ein Bild aus den Dünen

von

M. Solitaire.

(Fortsetzung.)

Nach wenigen Minuten erschien Scholle mit dem Gewünschten; er trug auf einer Schaale vom blanksten englischen Zinn eine Karaffe, in der die bräunliche, gar appetitlich aussehende geistige Flüssigkeit enthalten war, dazu zwei mächtige Gläser, sogenannte Tummler. Scholle war übrigens ein wunderlich aussehender kleiner Kerl, ein altes Inventarium des Pappelhofes, das sich vom Besitzer auf Besitzer vererbt hatte. Sein breitgedrücktes Antlitz, dessen flache und gedrückte Stirn von der blauen Zipfelmütze bedeckt wurde, die sein schon kahl gewordenes Haupt schmückte, schien durchaus nach dem Angesicht des Meerfisches modellirt, von dem der Würdige den Namen trug, der untre Theil seines Körpers schien in der Entwicklung zurückgeblieben und war schwach und behend, man forschte immer, wenn man das Kerlchen lange anblickt, ob nicht irgendwo noch der

Schweif einer Schelle zum Vorschein kommen würde. Der Oberleib dagegen, Brust, Schultern und Arme waren vierschrötig, mächtig entwickelt. Scholle ließ zuweilen mit sich spaßen, doch nicht immer, und er hatte die gefährliche Gewohnheit, jezuweilen nach dem Spatzvogel, der es allzuarg mit ihm trieb, gleich einer Scholle zu schnappen.

„Scholle, verflizter Kerl!“ spottete Teckelberger, als der wunderbare Hausgeist des Pappelhofes den Labetrunk auf einen umgestülpten, in der Nähe der Sprecher stehenden Pferdeeimer gestellt hatte. „Scholle, Du willst gewiß ein Biergeld haben. Nun merke Du Scholle! Sieh hier dieses Zehn Schillingsstück, das sollst Du haben, wenn Du mir sagen kannst, welcher ein Unterschied zwischen einem Nachtwächter und einer Wickelfrau ist. Nun, Scholle! He Scholle! Schnappe zu Scholle!“

Scholle aber schien heute keine Neigung zu schlechten Wizen zu haben; er ließ die hausbackene Hänselei des übermüthigen Fleischermeisters unbeantwortet, warf ihm einen Blick unendlicher Verachtung zu, ließ in einer Weise, die Besorgniß erregen konnte sein oberes Gebiß auf sein unteres niederklappen und tauchte denn wieder unter in der Scheunenthür.

Der Schlächtermeister trank mit Behagen, der Zimmliqueur schien ihm zu munden. Dann aber sprach er:

„Ich muß wirklich anfangen, mich mit den Spirituosen etwas zu moderiren. Ich kann Euch gar nicht sagen, lieber Timme, wie mir zuweilen wird, wenn ich so ein Duzend oder so herum von den Dingen zu mir genommen habe. Da ist mir so ganz anders zu Muth als wie sonst; die ganze Welt zerfließt mir so traumartig; es kommt mir Alles so überaus wunderbarlich und unbegreiflich vor und denke ich gar in solcher Stimmung an das Jenseits, an den Ort, wo es eigentlich existiren muß, an die Sterne da droben, die so viele Millionen Meilen von uns entfernt sein sollen, und an das Jenseits, das doch noch hinter diesen Sternen belegen sein muß; denke ich an meine Frau seligen Angedenkens, die doch diese ganz ungeheure Reise unzweifelhaft gemacht haben muß; seht Timme, da knicke ich in mir zusammen wie ein Taschenmesser, der Boden schwindelt unter meinen Füßen und ich muß mich wahr und wahrhaftig ohne betrunken zu sein, irgendwo anlehnen, um nur nicht zu fallen. Des Abends, wenn ich aus der Harmonie nach Hause gehe, muß ich eine Mütze aufsetzen, mit einem riesengroßen Schirme, wie ein altes Weib die schlimme Augen hat, um nur die Sterne an dem schönen blauen Himmelszelt nicht zu sehen, denn sehe ich diese, schaue ich die verschlungenen Myriaden, in denen wir mit unserer erbärmlichen und doch so riesengroßen Erde nur ein Punkt sind, so ist es vorbei mit mir, die Thränen rollen aus meinen Augen und es wird schwarz in meiner Seele. Lieber Bauer Timme, ich wär ein glücklicher Mann, ich hätte zu leben, meine Frau ist gestorben, Vaterfreunden habe ich nie gekannt, wenn nur das Drüben, wenn nur das Jenseits nicht wäre, das wie ein Skorpion sich in meine Seele gefressen und das mit seiner ewigen starren Unbegreiflichkeit mir meine Tage verbittert. Ich bin Euch wahrhaftig ein guter Mensch, lieber Gerhard! Ihr könnt's mir bei Gott glauben, es giebt in der ganzen weiten Christenwelt keinen Schlächter, der so inniges Mitleid mit den armen Kreaturen hat, denen er die Gurgel zerschneiden muß, als wie ich. Wollt Ihr's glauben, wenn so Schlachttag ist, und es müssen so ein halbes Duzend Kälber oder Hammel auf die Bank, daß ich dann alle Mal eine

Leiter an dieselbe stelle. Eine Leiter sag' ich Euch und warum? Ich bilde mir ein, so eine junge Seele kann nicht gleich fliegen, kann nicht gleich sich aufschwingen, wenn sie ihren Leib verläßt, wie ja so eine Fledermaus auch nicht gut vom Erdboden in die Höhe kann, und da denke ich mir, du willst es den armen Dingen mit der Leiter leicht machen. Ihr solltet mal sehen, wie ich übrigens auf diese Leiter Acht habe und beobachte, ob ich nicht etwas zu Gesicht bekommen kann, was da hinaufkrabbelt. Zweimal glaubte ich wirklich, es wäre Etwas da, und ich bin nachgeklettert mit der Laterne. Da wars aber das eine Mal eine zahme weiße Taube, das andre Mal ein lahmgepfügelter Biesel, was da droben saß. Nun, lassen wir das jetzt! Da kommt so eine rabenschwarze Wolke über das Meer gerade auf Euer Haus zu; auf ihr, rechne ich, wird sich wohl der Geist meines Ruch Dich eingeschifft haben zur Reise nach Jenseits, und wollen wir dem dunkeln Fahrzeug zu Ehren, auf dem ein Geist sich emporgeschifft, noch ein Gläschen trinken; es wird überdem ein bischen kühl, seitdem die Wolke am Himmel steht, nachher aber von den Geschäften reden, um derentwegen ich heute zu Euch gekommen bin, Timme!“

Dem Bauer fing an unheimlich zu werden bei dem Manne, der so wunderliche Aeußerungen that. Indeß Teckelberger ließ sich nicht stören, er trank mit Hast, blickte noch einmal nach der schwarzen Wolke, lüftete nach ihr grüßend seinen Hut und sagte dann:

„Timm! Ich kann Euch nicht helfen, Ihr müßt mir Euer schwarzen Stier verkaufen!“

„Meinen schwarzen Stier! Nimmermehr!“ gegenredete halb erschrocken und im Angesicht sich entfärbend der Bauer. „Nimmermehr, Teckelberger! Den habe ich selbst gezüchtet, der hat an diesem meinem Finger saugen gelernt mit seiner kleinen, rauhen und doch so kindlich sanften Zunge, den Stier liefere ich nicht an das Messer eines Schlächters. Seine harmlose Seele soll wahrhaftig nicht auf Euerer Leiter in das Jenseits steigen,“ setzte er spöttisch hinzu. „Darauf gebe ich Euch mein Wort.“

„Seine harmlose Seele wird auf meiner Leiter in den Himmel steigen, darauf gebe ich Euch mein Wort,“ entgegnete der Schlächtermeister mit scharfer

Betonung. „Ich mache Euch den Stier feil, ich muß ihn haben, ich habe mein Ehrenwort gegeben, zu des Senators Hochzeit, die am nächsten Sonnabend stattfindet, er heirathet die Tochter des reichen Destillateurs, neben dem Gasthause zum goldenen Wallfisch, Ihr wüßt ja Timme, ich habe mein Ehrenwort gegeben, ein Rinderfilet als Hochzeitsgeschenk auf die Tafel zu liefern. — Der Destillateur ist ein alter Kunde von mir und hat mir manch rundes Stück Geld zu verdienen gegeben — ein Rinderfilet, das mit Madeirasauce servirt den Gästen auf der Zunge zerfließen soll. Und da muß Guer Stier dran, Timme! Da muß er dran! Seitdem die Spitzbuben Hebräer, wie sie das Korn im Halme kaufen und theure Zeit machen, alles nur einigermaßen ansehnliche Schlachtvieh in den ganzen Marschen erhandeln, nach Hamburg und Bremen treiben und es auf englische Schiffe verkaufen, ist nirgends mehr ein reputirliches Stück Rindvieh in der ganzen Gegend selbst für schweres Geld nicht zu haben!“

„Mag der Destillateur zusehen, wo er seinen Braten her bekommt,“ sagte Timme, „mein Jakob, so heißt der schwarze Stier, giebt seine Lenden nicht dazu!“

Der Schlächtermeister runzelte die Stirne, sah dem Bauer scharf ins Gesicht, schlug die Arme über seine breite Brust zusammen und sprach:

„Sagt mal Timme, wann wart Ihr zum letzten Male in Hamburg, um Euch das Geld von der Sparkasse zu holen, das Ihr von Eurem verdienten Lohn als Torf- und Kohlenschiffer als Ersparniß eingezahlt hattet?“

Timme wurde stutzig über diese Frage, ihm wurde so eigenthümlich bange, es war ihm, als wenn die Worte, die Teckelberger gesprochen, in seiner Kehle sich eingehakt hätten.

„Wann ich zum letzten Male in Hamburg war,“ erwiderte er mit unsicherer Stimme; „es war andert-halb Monate, nachdem ich mit meiner Frau, der Gesina Düveke Hochzeit gehalten, so im Frühsommer vorigen Jahres, den Datum habe ich vergessen!“

„Und wie alt ist Guer Sohn?“ fragte Teckelberger weiter, „den Ihr nach der Benennung des letz-

ten Kohlenschiffes, auf dem Ihr von New-Castle nach Bremerhaven gefegelt seid, mit dem englischen Namen Sammy Bob getauft habt? Wie alt ist Sammy Bob?“

„Mein Bob,“ erwiderte der Bauer, „ist in das sechste Vierteljahr seines Lebens getreten!“

„So,“ sagte mit vielem Bedacht der Schlächter. „So!“ sagte er und wiegte bedächtig sein ungeheures Haupt mit dem mäßigen Antlitz, auf dem neben den andern Flammen, die hier brannten, auch die verschiedenen Zimmtliqueure, die der Treffliche genossen, ihre rothen Feuer-signale auszustrecken begannen. „Wollt Ihr mir Guern Jakob verkaufen, frage ich Euch noch einmal Timme? Ich zahle Euch jeden Preis, der irgend mit dem Werthe der Waare, muß ich hinzufügen, ins Gleichgewicht gerückt werden kann. Jeden Preis,“ sagte Teckelberger und schlug mit der flachen Hand an den Gürtel, an dessen inneren Fläche eine schwer dem Anschein nach mit Goldstücken gefüllte Börse befestigt war. „Laßt mir den schwarzen Kerl, ich verspreche es Euch, ich geb Euch mein Ehrenwort, er soll eines sanften Todes sterben, ein extra geschliffenes Messer soll ihm das Garaus machen. Schlagt los, Timme! Ihr könnt ja die Juden nicht leiden! Schon weil der Kerl mit so einem verfligten jüdischen Namen getauft ist, gebt ihn mir! Und Guer Sammy Bob soll zu seinem zweiten Jahrestage ein Geschenk von mir haben, wie's ein Prinz seinem Pathen nicht macht. Nun, schlägt ein, lieber Gerhard!“

„Ich weiß nicht,“ sagte Gerhard, „wie Ihr so viele Worte machen könnt, Meister. Ich bin an der See geboren und habe auf der See gelebt, wenn wir von der See Nein gesagt haben, dann bleibt es Nein; wie wenn wir Ja gesagt haben, Ihr das Abendmahl auf dieses Ja nehmen könnt. Mag der Senator Hammelkotelettes oder Kagenfleisch zu seiner Hochzeit verzehren. Mir soll es gleich sein! Der Jakob geht nicht zu dieser Hochzeit!“

Teckelberger biß sich auf die Lippe. „Nun,“ sagte er, indem seine Augen böse Blicke schossen; „besehen wird man das kostbare Wunderthier doch einmal können. Haltet Ihr Euch doch wahrhaftig damit, als wäre es die Giraffe aus der Menagerie der Königin von England!“

„Besehen, so viel Ihr wollt,“ entgegnete Gerhard, „und auch für das Befühlen sollt Ihr nichts bezahlen!“

Sie traten selbänder in den offenstehenden Stall, der so reinlich gehalten war, so blank und gepuht erschien, wie nur immer eine Stube. Da standen die beiden Oldenburgerinnen und der gute, schwarze Jakob mit den menschlichflugen Augen in traulichem Vereine und speisten behaglich brummend das köstliche Heu, das auf den fetten Tristen der Marschen zu wachsen pflegt. In dem äußersten Winkel des Stalles war noch ein leerer, durch einen hohen, hölzernen Verschlag abgegrenzter Viehstand; wahrscheinlich war hier das Quartier des Schimmelfohlens, das wir draußen so fröhlich tanzen gesehen. Teckelberger warf scharfe, begehrlische Blicke auf das Thier, das sorglos und unbekümmert weiter fraß von dem duftigen aus der Brule schwellend herabhängenden Heue, nicht ahnend, welch böser Geist, welch Entsetzen drohendes Schicksal in der Gestalt des Mannes mit dem brennenden Antlitz hinter ihm stand. Der Schlächtermeister war hineingetreten und nachdem er den armen Jakob mit stechender Kennermiene hinlänglich durch das Organ des Gesichts untersucht und geprüft, betastete er ihn auch mit jenem kanibalischen Behagen, das die Leute seines Standes beiderlei Untersuchungen an den Tag zu legen pflegen. Dann strich er sich mehre Male mit dem Daumen und dem Zeigefinger der linken Hand seine unbehaarte Oberlippe, ließ seine Zunge, die vielleicht der des armen Jakobs an Volumen wenig nachgab, aus einem Mundwinkel in den andern spielen, und sagte endlich, nachdem er noch mehre Male seine Augen so fest zugekniffen, daß die Spizen der starren Brauen den „verfligten“ Zipsel an seiner Nase fast berührten:

„Hundertzwanzig Mark unter Brüdern ist der Jakob werth, sage ich Euch, Bauer! Und hundert und vierzig zahl' ich Euch heut', aber auch nur heute, von wegen der furchtbaren Klemme, in der ich mich befinde!“

„Sagt tausend,“ erwiederte Gerhard mit einer Stimme, die nach Hohn klang; „sagt tausend und der Jakob geht doch nicht mit!“

„Meint Ihr,“ sagte der Schlächter. „Meint Ihr wirklich, Gerhard?“

Und nach einer Pause fragte er:

„Sagt mir Timme, sind wir hier ganz allein, kann ich für den Fall, daß ich Euch sonst noch Etwas mitzutheilen hätte, ruhig sein, daß ich nicht behorcht werde, was mir unangenehm sein würde — wenn auch nicht um meinetwillen. Hört uns auch nicht der verfligte Scholle?“

„Mein Stall ist kein Kartenhaus,“ versetzte Timme. „Es kann uns Niemand hören, die Wände sind fest und massiv. Und wenn uns Scholle behorchte, hätte es in der That nichts zu sagen, denn er ist stumm wie ein Fisch. Uebrigens sollte ich meinen, Teckelberger, daß das, was wir beide mitsammen zu verhandeln haben, daß wir das eben so gut auf dem Wochenmarkte in Hamburg abmachen können!“

„Meint Ihr?“ entgegenredete Jener, „nun vielleicht habt Ihr Recht, aber ich liebe es einmal nicht, behorcht zu werden. Und spreche ich auch das Bedeutungsloseste, so habe ich es doch gern, wenn der es bloß hört, zu dem ich just spreche. Ihr aber, zu dem ich just jetzt spreche, hört mich, wie ich noch einmal auf das dringendste Euch bitte, laßt mir den Jakob. Timme! Gurer Selbstwegen, laßt mir den Jakob! Seht, Freund, Ihr mögt mich nun für einen guten oder für einen schlechten Kerl halten, es gilt mir gleich, aber einmal ist mir mein Wort immer heilig gewesen und dann habe ich auch, weil ich selbst von Qualen in meinem Innern so furchtbar heimgesucht werde, es stets vermieden, das heißt, soweit es eben angeht, in andern Seelen den Samen der Zwietracht zu säen, oder wenn das besser gesagt ist, Schlangen loszulassen, die durch Ohr und Mund ihren Weg so trefflich zu finden wissen, um mit dem scharfen Gebisse, dessen hinterster beweglicher Zahn ein Gift enthält, das, wie man sagt, oft tödtlich ist, sich einzufressen in das zarte Gewebe solcher armen, elenden Dinger, die man Seelen nennt. Denn aus zarten und feinen Stoffen müssen diese Dinger doch bestehen, die, wenn sie auch zu Zehnen und Hunderten in der Luft umherflattern, trotz des besten Willens mit bloßen Augen nicht zu erkennen sind. Auch soll bis jetzt noch kein Glas, oder wie man es zu nennen pflegt, kein Mikroskop erfunden sein, durch die man

sie erkennen kann. Seht nun Bauer, weil diese Dinge so schwächer und so zu sagen bis zur Unsichtbarkeit durchsichtiger Natur, und weil Schlangengift und Schwefelsäure, wie auch aufgelöstes Kupfervitriol so starke und so ägende Sachen sind, so pflege ich meine Zunge im Zaume zu halten, denn es schmerzt mich, das Starke, das Brennende auf das Schwache, auf das Leidende, auf das Zuckende, auf das zu Krämpfen Geneigte aufzutragen, und für Seelen habe ich nun einmal eine ganz besondere Leidenschaft, die mich so zu sagen manchmal schon ein schönes Stück Geld gekostet hat!"

Gerhard starrte den Sprecher an; er hatte die Worte vernommen, doch ihr Sinn war ihm dunkel. „Was meint Ihr, wie meint Ihr?“ sagte er zu dem Schlächter. „Ihr sprecht so unverständliche Dinge! Was meint Ihr eigentlich damit, Teckelberger, und was soll das heißen, wenn Ihr sagt, ich soll Euch den Jakob meiner Selbstwegen geben?“

„Laßt's gut sein, Gerhard,“ erwiderte Teckelberger. „Laßt's gut sein; hört nicht auf mich und meine albernen Reden. Ich bin ein ganz verrückter Kerl und ich habe Euch ja gesagt, wenn ich so ein halbes Duzend Aquavite mir zu Gemüthe geführt, dann ist kein Auskommen mehr mit mir, dann verwirren sich meine Gedanken und laufen durcheinander, wie ein Nest Ameisen, in das Jemand eine brennende Cigarre geworfen hat; und ich glaube wahrhaftig, wenn das so fortgeht mit dem Wirbeln im Kopfe und mit dem Brausen vor den Ohren, ich werde mich bequemen müssen, mich bei dem Doktor in die Kur zu geben. Darum Gerhard, macht Euch nichts aus meinem Unsinn. Nehmt hier die hundert- undvierzig Mark in unbeschnittenen dänischen Louisd'oren und bindet mir den Jakob von der Krippe.“

„Ich habe keine Antwort mehr für Euch,“ entgegnete jetzt Gerhard, „lebt wohl, Meister Teckelberger, Scholle soll Euch die Falbe ein Paar hundert Schritte vom Thorwege fortführen und Euch das Bließ noch weiter nachtragen, damit Ihr nicht wieder von Schiffmann beunruhigt werdet und Gefahr lauft, den Hals zu brechen.“

Teckelberger stand da mit gesenktem Haupte, seine Lippen, der einzige Theil seines Antlitzes vielleicht, der im Stande war, vom plötzlichen Zurückweichen

einer Blutwelle, zu erbleichen, waren blaß geworden. Er murmelte wie träumend:

„Scholle soll mir die Falbe ein Paar hundert Schritte vom Thorwege fortführen. Scholle ist eigentlich ein Fisch, hat nur eine sehr unbedeutende Seele und ist stumm obendrein; aber ich, ich kann ja sprechen, ich kann sprechen, und nun werde ich sprechen, trotz der mich dauernden Seele.“

Da raffte er sich auf, der Schlächter, schüttelte gewaltig mit dem Haupte, daß sein Zopf wild umherflog, als wollte er Spinnweben abschütteln, die sich an irgend einen Theil seines Antlitzes geheftet. Endlich sagte er:

„Es handelt sich um meine Ehre, um meinen Ruf. Zwar kleinlich und lächerlich mag Manchem die ganze Geschichte vorkommen und eigentlich ist es auch vollkommen gleichgültig, ob Rinderfilet oder irgend eine andere Speise auf des Destillateurs Hochzeit genossen wird, es ist ebenso gleichgültig, wie jedes Andere in der Welt, wie der Menschen ganzes Thun und Treiben, aber ich habe mein Wort gegeben und bin erst bittend zu Euch gekommen, nachdem ich mich fest überzeugt, daß ich blos durch Euch im Stande sein würde, mein Wort zu lösen, denn eigentlich Gerhard, obgleich mich Eure Seele ebenso jammert, wie die jedes andern Menschen, habe ich ehrlich gestanden, Euch nie gut leiden können, weil es Euch so gut geht, weil Ihr so ein verflucht übermüthiger Bursche seid, und weil Ihr zuweilen Einfälle gehabt habt, die die andern witzig gefunden haben und weil Ihr dergleichen Einfälle auch gegen mich losgelassen, daß die Andern mich ausgelacht haben und daß es mir weh gethan hat in meiner Seele. Ich will Euch blos beiläufig erinnern an das letzte Mal, als wir uns auf der Fähr in Harburg trafen, wie ich die drei Centner Speck gekauft hatte, weil lebendige Fettwaare zu jener Zeit um keinen Preis zu bekommen war, wie Ihr mich fragtet, ob ich nicht lieber Südseetheran hätte kaufen können, oder lieber gar einen ganzen Wallfisch, denn Speck, meintet Ihr, brauchten die Fleischer nicht zu kaufen, den könnten sich die Leute selber vom Höcker holen, den brauchten die Metzger nicht erst theuer zu machen. Doch das ist vergessen, zum Theil auch vergeben und führe ich es wie gesagt nur so beiläufig

an, weil mich das andere Lumpengesindel, das gemeine Kanailenzug, das noch auf der Fährte war, so ganz gottesjämmerlich auslachte und verhöhnte. Weil Ihr aber so ein reicher Mann seid, dem mit Gelde nicht beizukommen ist, und der sich aus den vierzig Mark, die ich ihm aus freien Stücken und aus guter Gesinnung über den Preis biete, so wenig macht, wie aus meiner Großmutter Sterbehaube, so will ich Euch etwas erzählen, Timme, und wenn Ihr mir gestehen müßt, daß das, was ich Euch erzähle, mit kalter Hand an Euer Herz gegriffen, wenn Ihr mir gestehen müßt, daß das, was ich Euch erzähle, wie ein schwarzer Schleier sich in erstickenden Schlagwindungen um Eure Seele gelegt, und wenn ich beweise, daß das, was ich erzähle, die reine goldene Wahrheit ist, soll dann der Jakob mit auf die Hochzeit gehen, aber zehn Mark handele ich zurück, für hundert und dreißig Mark, Timme!“

Gerhard stand wie in Stein verwandelt. Raun vermochte er zu sagen:

„Ich versteh' Euch nicht, Teckelberger! Dieses Mal scheint Ihr wirklich wie vom Irtsinn befangen zu sprechen!“

„Ihr versteht mich nicht? Nun, ich will mich verständlich machen,“ entgegnete mit markdurchschneidender Stimme der andere; „weil Ihr es ja doch nicht anders haben wollt, weil Ihr all' die freundschaftlichen Winke nicht habt verstehen wollen, und dieses Mal sprech ich nicht im Irtsinn befangen. Wenn ich Euch beweise, daß Euer ganzes Glück, daß die Seligkeit, die Eure Brust erfüllt, ein elender Traum ist; wenn ich Euch darthue, daß Eure ganze häusliche Zufriedenheit auf elenden Dünen sand, der ein loses Spiel im Munde des Windes ist, erbaut ist; wenn ich Euch an den Tag lege, daß Euer Weib Euch betrogen, soll dann der Jakob mit zur Hochzeit gehen?“

(Fortf. folgt.)

## Die Köhler von Burg. Bairische Sage in Versen

von  
Moritz Horn.

(Fortsetzung.)

### 3. Im Walde.

Brächtig in des Mondes Schimmer  
Ruht der weitgestreckte Wald. —  
Zu der holden Friedensstätte  
Tritt der Gurg, der Kohlenbrenner,  
Rache schnaubend, nach dem Blute  
Conrads dürstend, minder nicht  
Nach des Kusses jungen Rosen  
Blühend auf schön Märchens Mund.

Wie er seine Liebesgluthen  
Schüret an dem süßen Bilde,  
Das ihm vor die Augen gaukelt  
Tauselkausch der Phantasie,  
Also zeigt ihm an der Seite  
Jener Jungfrau grimmer Haß  
Conrads Bild, des Hochbeglückten.

Und er reißt die Art, verborgen  
Unterm Mantel, aus dem Schutz,  
Schwingt sie, daß die Lüfte pfeifen,  
Zäh vom schnellen Streich durchschnitten.  
Höllengluten in dem Auge  
Ruft er: „Conrad, wahre dich!  
Sieh', es naht der Zimmermann,  
Schnell ein Särgelein dir zu zimmern.“  
Zährt dann leiser fort zu sprechen:  
„Wenn er todt, wird Kläre mein.  
Aber, wenn sie dennoch zögert,  
Meine Werbung spöttisch höhnt,  
Eisig bleibt wie eine Natter,  
Bischt wie diese, wann ich nahe?  
Dann, nun dann sieht man sie stehen  
Vor dem offenen Kirchenthore  
In dem harten Büßerhemde,  
Für den Grund wird Gurge sorgen.  
Schnell erdacht, schnell ausgeführt  
Sei die That, weil noch die Nacht  
Rings beherrscht das Ruhethal.  
Unten, bei dem Meiler treffe  
Conrad ich, ein feiner Strahl  
Rauches steigt frei in die Lüfte  
Bei der Kaiserschanze auf,  
Dort verfallen, tief geklüftet  
Liegt ein Steinbruch, dort sein Grab.“ —

Gurge flügelte seine Schritte.  
Wuthergrimmt, vor Rachesucht blind,  
Hat er acht nicht seines Weges,  
Der jekt an des Abgrunds Rand

Plötzlich endet, drunten toset  
Eingeschlossen zwischen Felsen,  
Gleich geschwippter Riesenschlange  
Bild der dunkle Strom des Waldes.

„Hei, verflucht sei diese Stelle,  
Karg gemessen ist die Stunde,  
Nimmer, ist sie hingeschwunden,  
Kauf mit Gold ich sie zurück.  
Meinst du, Himmel, mich zu hemmen,  
Meinst du dieses Mißgeschick  
Wände vorschnell aus der Hand  
Mir das Beil zum Streich gehoben?  
Wohl, ich biete diese Wette,  
Nimm den Conrad du in Schutz,  
Aber dennoch soll er enden,  
Dir zum Hohne, dir zum Trutz,  
Unter meines Hasses Händen.“ —

Nieder von des Abgrunds Zinnen  
Schaut er in den Wellenstrudel,  
Kühnen Muthes setzt er an.  
Doch bei jedem Tritte lösen  
Leichtgefügte Felsenstücke  
Sich zum jähen Niedersturze.  
Kaum erraffen kann die Hand  
Blüthenreiche Brombeerranken,  
Daß er nicht hinunterstürze  
In den Schaum der wilden Strudel,  
Deren machtlos Aufwärtsdringen  
Fühllos sieht die Felsenwand,  
Die Natur als sichern Wächter  
Dem Giganten hingestellt.  
Gürge heißt die beiden Reihen  
Blanker Zähne in einander;  
Schweißgebadet glänzt die Stirne,  
Wie vom Fieber zitternd. Schaum  
Auf den Lippen wirft er sich,  
Seine Art zum Strome schleudernd,  
Daß die Bluth in großen Tropfen  
Auf zur Brust der Felsen sprizet,  
In das Moos, wie wandermüd'.

„Komm zur Ruhe, heißes Blut,  
Sollst für ihn den neuen Tod  
Einen schlimmeren ersinnen,  
Was ist bitter ihm als Tod?“

Sinnend reibt er sich die Stirne,  
Kauft das Haar der Waldeserde,  
Kauft das feine Moos heraus,  
Wirft die Büschel an die Tannen;  
Endlich springt er von dem Sitze,  
Wie ein Pfeil vom straffen Bogen,  
Der das Herz als Ziel im Auge  
Bischend durch die Lüfte schneidet.

„Mehr als ihm das eigne Leben,  
Gilt ihm seiner Bühle Ehre,  
Wohl, so sei ihr zartes Kränzchen  
Deinen Händen, Gürge, gegeben,  
Weißt nicht damit umzugehen,  
Trägst nicht schuld, wenn es zerblättert.  
Schlauer Plan sei mir willkommen,  
Wollen näher dich betrachten.  
Conrad sucht, gezückt zum Mord  
Scharfen Stahl, mich wohl im Walde,  
Gürge läßt nicht lange warten,  
Nothwehr übt er, Zufall nur,  
Daß im Rücken sitzt die Wunde,  
Wenn die Leiche man beschauet,  
Daß sich wundert des Befundes.  
Conrad ist dann beichtestumm,  
Auch dem Wald wuchs keine Zunge,  
Was er sah, schwazhaft zu plaudern.

Singelerkert wird der Gürge.  
Mauern sind zwar hohe Dinge,  
Riegel fest, doch fortzuschieben,  
So wie jene zu ersteigen.  
Will der List es nicht gelingen,  
Läßt auch der Verstand im Stich,  
Nun so trägt man lammgeduldig  
Joch und Strafe, kommen muß  
Doch ein Mal gewünschtes Ende.

Und mit frischem Lebensmuth  
Wandert man der Heimath zu,  
Sucht verstohlen wohl ein Auge  
Durch des Friedhofs Gitterthüre,  
Zählt zum Spas die neuen Kreuze  
Bei den alten, deren Arme  
Wie zerstoßne Krähenflügel  
Auf die Erde niederhangen;  
Sieht mit seltnem Wohlbehagen  
Wie auf Conrads jungem Hügel  
Rothe Liebes-Rosen blühen,  
Die mit frischem Bronnenwasser  
Wie mit reichem Naß der Thränen  
Jeden Morgen frisch begossen  
Jungfer Kläres Herzeleid.“

Gürge endet, von den Bergen  
Zieht die Nacht den Nonnenschleier,  
Mählig bricht das erste Licht  
Durch die dünnen Morgenwolken.  
Thau fällt auf die Gräser nieder,  
Tagesbotin Lerche sendet  
Aus der Saaten lichtigem Grün  
Ihre Lieder zu dem Himmel. —

## 4. Am Brunnen.

Um ein kleines Halmendach  
 Krängt der Morgen seine Rosen,  
 Zu verkünden, daß vor allen  
 Häusern ihm am meisten lieb  
 Dieses, dicht am Weg gelegen,  
 Wo man geht nach Eisenfelde.  
 Hatte Recht der Morgen nicht,  
 War es Irrthum, daß er eilte,  
 Aus den Schatten dunkler Nacht  
 Dieses Dach zuerst zu kränzen?  
 Nein, er weiß, daß unterm Strohe,  
 Welches dieses Haus bedeckt,  
 Eine holde Rosenknospe,  
 Schöner, als die schönsten Rosen,  
 Die der Erde Gürtel zieren  
 Zu Johannes Blumenfeste,  
 Jetzt von weißer Lagerstätte  
 Hebt den Jugendglanz der Glieder,  
 Wie der Liebe Göttin stieg  
 Aus dem weißen Schaum des Meeres,  
 Und die Erde unterm Fuße  
 Neue Blumen sprießen ließ,  
 Daß die holde Himmelstochter  
 Fühle nicht die harte Erde. —

Hopfenranken übergittern  
 Hin zu jenem Haus den Steg,  
 Denn ein Bach, der zwischen Stauden  
 Junger Haseln munter springt,  
 Trennt den Weg nach Eisenfelde  
 Und schön Klärchens niedres Haus.  
 Eine Eiche, weitgeästet,  
 Ueberwölbt mit dunklem Schatten  
 Ihrer mächtigen Königskronen  
 Weit den Weg, der über Wiesen  
 Schlangengleich zum Dorfe leitet.  
 Unterm edlen Baume steht,  
 Daß die Andacht Stätte finde,  
 Wo sie auf den Engelschwingen  
 Des Gebets zum Himmel steige,  
 Ein Marienbild errichtet;  
 Wunderthätig nennt der Gegend  
 Frommer Glaube diesen Ort.  
 Wie ihr Brauch an jedem Morgen  
 Knieet heute Klärchen auch  
 Vor ihm, für die Mutter betend,  
 Die, gelähmt, in Krankesnöthen  
 Jahre schon den Siechstuhl hütet,  
 Ungebeugt die fromme Seele,  
 Ob gebeugt die Leibeskraft,  
 Betend, daß die Königin  
 Ihrer Himmel Stärkung gieße  
 Auf das Haupt der Dulderin.  
 Herrlich Bild im Unschuldsglance!

Und umschwebt von ihrem Frieden,  
 Scheint um Klärchens Haaresblond,  
 Drauf die Sonne segnend ruht,  
 Engelsglorienschein zu zittern.  
 Eine Perle nach der andren  
 Gleitet durch die weiße Hand,  
 Zählend zehn der Paternoster  
 Von dem heil'gen Rosenkranz.  
 Als das fromme Werk geendet,  
 Schlägt des Kreuzes Zeichen sie  
 Vor der Brust und vor der Stirne,  
 Drei Mal der Dreifaltigkeit  
 Namen leise vor sich rufend,  
 Demuthsvoll das Haupt gesenkt.  
 Wandelt dann zum Waldesbrunnen,  
 Dessen Wasser, wie sie sagen,  
 Heilkraft übe, wenn es schöpfen  
 Unentweihete Jungfrauhände.  
 Ihrer Mutter nur im Herzen  
 Denkend und der Liebe Glück,  
 Das in Conrads treuen Armen  
 Hattet der entzückten Maid,  
 Wandelt singend sie zum Brunnen.  
 Aber dort in heil'ger Nähe  
 Senes Brunnen im Gebüsch  
 Lauert wie ein Tigerrhies,  
 Das die blutgefärbten Krallen  
 Nach der Beute gierig streckt,  
 Schon zum Sprung die Pranken drückend,  
 Weil zur Tränke der Gazelle  
 Leichte Schritte sorglos nahen,  
 Gütze, wilde Gier im Auge.  
 Klärchen hat den Krug mit Labe  
 Aus dem Quell emporgehoben,  
 Und zur Heimkehr schickt sie sich.  
 Sieh, da tritt aus dem Verstecke  
 Girtg und hemmt den Weiterschritt.  
 Schrecken löst der feinen Hände  
 Hast, es fällt der Krug zur Erde,  
 Als den Wilden sie erblicket,  
 Der sie spöttisch also fragt:  
 „Jungfer, wenn ihr's recht, geleite  
 Ich zum Haus der Mutter sie,  
 Doch ein wenig weit der Weg,  
 Und die Zeit noch früh am Tage,  
 Nie weiß man was eine Stunde  
 Aendert in dem Lebensgange,  
 Glück und Unglück launenhaft,  
 Und das Letzte pflegt zu kommen  
 Immer lieber als das erste.  
 Hat die Jungfrau nicht am Kruge  
 Gleich ein Beispiel vor dem Auge?  
 Nimmer, als sie trug den Schmuken,  
 Dachte sie, daß er in Scherben  
 Liegen könnte an der Erde.“

Glas und Glück, sagt man im Spruche,  
Brechen, eh' man sich's versteht!"

Dhne Worte steht erstaunt  
Klärchen vor dem wilden Manne,  
Grinsend er so weiter redet:

„Beide sind wir jetzt allein.“

„Droben aber waltet Gott,  
Der des Feldes Lilien kleidet,  
Und das Haar des Hauptes zählt,  
Dhne dessen heil'gen Willen  
Von dem Dach kein Sperling fällt“

Spricht, auf's Herz die Hände drückend,  
Gläubig jetzt das fromme Kind.

„Richtig, den hatt' ich vergessen,  
Doch schon recht mir dieser Zeuge,  
Hören mag er meine Rede;  
Freien, Jungfer, will ich sie.  
Sein, sie weis, nennt stolz der Vater  
Stattlich Haus, — der Meiler vier;  
Eigen mir, sobald ich freie,  
Alles, Meiler, Haus und Hof,  
Gebt darum, ohn viel Besinnen  
Eure Hand mir als ein Zeichen  
Daß wir einig mit einander.“

Spricht's und will die Hände fassen,  
Sene aber weicht zurück —  
Hoch im Horn emporgerichtet,  
Steht wie eine Rächerin  
Der verletzten Weibeswürde,  
Klärchen vor dem eilen Werber: —

„Nicht berüh den reinen Leib  
Meiner Unschuld eure Hand.  
Tretet hin zum Quellspeigel,  
Schaut hinein, wenn ihr's ertragt,  
Wenn der Blick zurück nicht bebt,  
Wie vor einem Schreckgebilde,  
Das mit dunklen Augenhöhlen  
Aus der Tiefe nach euch starrt,  
Schaut hinein, das Rainszeichen  
Eurer Stime, blutigroth,  
Steigt herauf, und keine Wasser,  
Wären sie, wie jener Strom  
Heilig, der des Herren Schläfe  
Taufte aus Johannes Händen,  
Waschen jenes Zeichen ab.  
Selbst die Blut in euren Augen  
Ist der Hölle Widerschein,  
Der in eurem Herzen lodert,  
Und die schöne Gottesstätte  
Wandelt in den eilen Pfuhl,  
Drinne sich im Wollustbade

Schamlos schnöde Laster wälzen.  
Rein und schön, wie Gottes Sonne  
Nieder von dem Himmel strahlt,  
Tritt dein Bildniß mir zur Seite,  
Theurer Conrad, sei mir Schutz,  
Daß ich siege; soll's nicht sein,  
Weis dein Klärchen ehr zu sterben,  
Als in dieses Scheusals Armen  
Leib und Seele zu verderben.“

Raum entschwebt von ihren Lippen  
Conrads Name, so verzerrt  
Sich zur Frage Gürgs Gesicht;  
Wilder Horn und schnöde Eier  
Ringen drauf und keines siegt,  
Weil die beiden Höllenriesen  
Gleich an Kräften, nimmer wanken.  
Wüthend reißt er in die Arme  
Klärchen, und im schnellen Lauf  
Schleppt er sie zum Bald hinan.  
Machtlos tönt ihr Hilferuf,  
Kraftlos sinkt sie an den Boden.

„Märchen, deine Gottesmutter,  
Statt die Hilfe dir zu senden,  
Läßt im Schoße beide Hände  
Müßig und gemächlich ruhn.“

„Bube! nein, das thut sie nicht;“  
Tönt es voller Grimm im Rücken  
Gürges, und ein fester Druck  
Kraftgedrungner Hand im Nacken  
Schleudert ihn zu Boden hin,  
Aus der wundgerißnen Stirne  
Träuft das rothe Blut zur Erde.  
Conrad ist es, zwischen beide  
Springt er und erlöst die Braut,  
Die vor Schrecken und vor Freude  
Zitternd in die Kniee fällt.

„Fasse Muth, du armes Kind!“  
Tritt drauf zu dem Hingestreckten,  
Aechzend liegt er, Conrad reißt  
Aus dem breiten Ledergürtel  
Schnell das kurzgehelmtte Beil,  
Schwingt es, „Räuber,“ ruft er, „nimm  
Dein verdientes Theil,“ es schrillt  
Schon der Streich, da fliegt herbei  
Klärchen, hält ihm beide Arme,  
Bittet: „Conrad, halte rein  
Von dem Mord die edlen Hände,  
Dankebar hebe sie zum Himmel,  
Der vom Abgrund mich befreit;  
Jener, dessen Blut die Erde  
Widerstrebend trinkt, verfiel  
Längst dem scharfen Henkerbeile,  
Seinen Schatten seh' ich zücken

Schon nach jenes Sinders Haupt.  
Gieb Geleit mir zu der Mutter." —

Conrad senkt das Beil zur Erde,  
Nimmt den Arm der holden Braut,  
Leitet sie, die, schwachen Fußes,  
Fest sich auf den Treuen stüzet,  
Nach dem Haus der lieben Mutter.

Gürges Augen, giftgeschwollen,  
Schauen nach dem Glück des Paars,  
Mühsam preßt er dumpf die Worte  
Durch die festgeschlossnen Zähne:  
„Nur die Haut ist leicht verletzt.“  
Rastt sich auf und wäscht die Wunde  
Mit dem Quell, dann bindet er  
Um die Stirn das Tuch des Halses,  
Ballt die Faust und einen Fluch,  
Daß dem Walde davor grauset,  
Stößt er aus, dann kehrt er schein  
Auf entleg'nem Waldespfade  
Nach des Vaters Meierei.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein deutscher Krieger.

Erlebnisse eines Offiziers in Spanien im Jahre 1808.

Mitgetheilt von J. U.

(Fortsetzung.)

Diese drei Männer waren also mit mir die Leute, von denen das Wohl der Armee abhing. Waren die Bataillons zusammen, so ließ uns der Oberst alle drei nie von sich und sorgte wie ein guter alter Hausvater für alle unsere Bedürfnisse. War ich allein, so war ich mir so völlig selbst überlassen, daß kein unumschränkter Herr in der ganzen Armee war. Den ersten Tag blieben wir indessen zusammen zu meinem größten Vortheil; denn ob mir gleich mein konterbandes Ansehen zwischen dem ebenbeschriebenen Kleeblatt schlecht genug zu Gesicht stehen mußte, so hatte ich doch nun Gelegenheit, verschiedene, mir bisher noch unbekannt Bedanterien des französischen Dienstes zu lernen, ohne die ich sonst nicht zurecht gekommen wäre.

Eingedenk der scharfen Lehren des Marschalls hielten wir die ersten 24 Stunden vortrefflich Mannszucht. Wir rekognoscirten bis zum Ebro, passirten

ihn bei Manzanedillo, gingen bei Rampaiaz wieder auf das linke Ufer und blieben hinter den Felsenriffen von Cubillos del Rago im Bivouak, nachdem wir uns der Fronte der Armee bis auf drei kleine Stunden wieder genähert hatten. Tags zuvor hatte sich noch das Corps der Studenten von Salamanca in dieser Gegend durchgeschlichen.

Den 14., wo die Armeekorps sich auch endlich in Bewegung setzten, marschirten wir ab, als wir von unserer Höhe die Teten der Kolonnen hinter uns zu erblicken anfangen. Nach vier kleinen Stunden Wegs trennten wir uns in Quintanillo. Der Oberst ging mit dem ersten Bataillon links und bivouakirte auf dem Weg von Reynosa bei Virtus; ich ging rechts auf der Chaussee von St. Ander anderthalb Stunden vor die Armee vor und bezog mein Bivouak in einer felsigten Position, wo ich eine weite Ebene vor mir hatte, die durch das hohe Gebirg begrenzt wird, an dessen Fuß die Birga fließt. Die vorgeschickten Patrouillen brachten einige Gefangene ein.

Den 15. wartete ich lange vergebens auf Marschordre. Endlich wurde ich nach Virtus berufen. Von hier machte ich mit dem General Sebastiani eine Rekognoscirung etwas rechts vom Weg von Reynosa. Dann kam Contreordre und ich mußte wieder rechts gegen die Chaussee von St. Ander, worauf ich die Nacht zugebracht hatte. Dort erhielt ich wieder Gegenbefehl, ritt also zum Marschall, den ich mit seinem Armeekorps auf der Chaussee halten sah. Er rief:

„Was denken Sie von mir? Ich sei ein Narr! Nur heraus damit!“

Ich machte eine stumme Verbeugung.

„Marschiren Sie nur in Gottes Namen wieder gegen Reynosa; weiß ich denn selbst, wo mir der Kopf steht?“

Ich trat meine Zammerfahrt wieder an, wobei das Empfindlichste war, daß ich meistens durch nasse Weiden mußte, wo man nur von Maulwurfshügel zu Maulwurfshügel springen konnte. Endlich kam ich, als es bald Nacht wurde, bei Arva wieder zum 1. Bataillon, das ruhig daselbst, 2 Stunden vor Virtus, ein Bivouak bezogen hatte und um unsere Sprünge hinter seinem Rücken unbekümmert blieb. Wir kamen noch in der Nacht bei Las Ronzas an

den Ebro, gingen über die Birga und lagerten uns bei Baldarrovo, zwei gute Stunden von Reynosa, dicht vor der Armee.

Wir brachen den 16. vor Tag, mit der Avantgarde wieder auf und erreichten endlich um 8 Uhr Reynosa. Dieses Städtchen liegt in einer der höchsten Gegenden von Spanien am Ebro, der hier nur ein schöner Gebirgsbach ist und eine Stunde westlich von Reynosa bei dem Dorfe Fontibra entspringt. Hier ist es auch, wo sich durch das Iberische Gebirg an die Pyrenäen anschließt und so alle die verschiedenen Bergketten verbindet, die die Iberische Halbinsel in allen Richtungen durchschneiden. Diese, für die großen militärischen Kombinationen so höchst wichtige Lage wird dadurch noch interessanter, daß von Reynosa eine herrliche neue Chaussee nach dem wichtigen Hafen St. Ander, der 16 Stunden davon am Kantabrischen Meer liegt, führt und links von dieser Hauptstraße noch ein anderer brauchbarer Weg nach den westlichen Seehäfen von Astkastilien. Südlich gehen von Reynosa die schönsten Chausseen, theils nach Burgos, theils nach Valencia und Valladolid, und verbinden dadurch diesen kleinen Ort mit der Hauptstadt und dem südlichen Spanien. Er ist also zu einer Niederlage für den Expeditionshandel sehr geschickt. Die Engländer, die in St. Ander erst das aus Dänemark entwischte Corps des Marquis della Romana und dann eine Menge von Unterstützungen aller Art für den spanischen linken Flügel ans Land gesetzt, hatten in Reynosa einen Hauptwaffenplatz und große Magazine angelegt. Auch die Spanier hatten eine Menge Geschütz und Munition da zusammengeschleppt und daraus den großen Reservepark des linken Flügels formirt. In dieser Hinsicht konnten alle spanischen Corps nach der unglücklichen Schlacht von Espinosa keinen andern Plan haben, als nach Reynosa oder St. Ander zu retiriren. Ebenso mußten wir unsererseits nichts dringenderes zu thun wissen als beide Orte zu erreichen. Hätten wir nur den 12. gleich mit beiden Armeekorps den Weg nach beiden Städten eingeschlagen, so war die ganze feindliche Armee, die ohnehin sehr unordentlich retirirte, verloren und alle Magazine und Kriegsbedürfnisse waren unser. Wir haben aber gesehen, daß man drei kostbare Tage verlor mit unthätig liegen bleiben. Da hatte

denn der Feind freilich Zeit, für seine Sicherheit zu sorgen.

Doch kam er nicht ganz so ungestraft davon, als wir zu wollen schienen.

Der Kaiser hatte das spanische Korps vom Centrum, das von Castannos kommandirt wurde, den 10. November bei Burgos geschlagen.

Am folgenden Tage mußte der Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, mit seinem Korps aufbrechen, um über Castrocheriz, Villa Diego und Aguilar del Campo der Armee von La Romana und Blake in den Rücken zu fallen. Der Kaiser selbst machte in Burgos Halt, um die Operationen des rechten und linken Flügels zur Reife kommen zu lassen und seine Kavallerie breitete sich indessen ungestraft über die Ebenen auf dem rechten Ufer des Duero bis Valencia und Valladolid aus.

Der Feind versammelte nach der Schlacht von Espinosa seine flüchtigen Schaaren theils bei Reynosa, theils bei St. Ander. Mit dem Hauptkorps und sämmtlichem Reservepark, wollte er sich nach Toro im südlichen Leon wenden, um sich mit den Engländern zu vereinigen und der Hauptstadt zu Hülfe zu kommen. 4 bis 5 Stunden hinter Reynosa, in der Gegend von Mataparguera, stießen sie aber auf die Soultische Avantgarde. Da blieb ihnen nichts übrig, als ihren ganzen Munitionspark in die Luft zu sprengen. Das Geschütz vergruben sie zum Theil in Reynosa, zum Theil blieb es an den Straßen liegen. Alles flüchtete nun in der größten Unordnung nach St. Ander, wo wir drei Tage früher hätten ankommen können. Am Abend des 14. trafen schon die ersten Truppen des Soultischen Armeekorps in Reynosa ein. Der Marschall schickte uns noch in der Nacht eine Refognoszirung entgegen, die den Herzog von Danzig in Virtus fand.

Die Briefe des Herzogs von Dalmatien und der zugleich mitkommende Kurier des Kaisers machten nun den alten Mann so verlegen, daß er den ganzen Tag zwischen der Wahl der Straße von St. Ander und Reynosa hin und her schwankte und mich so die Gallopade machen ließ, die uns für nichts und wieder nichts ermüdete. Freilich wäre ein schneller Marsch nach St. Ander, wozu wir vor Soult zwei Tagmärsche vorausgehabt hätten, das Einzige gewesen, was uns zu thun oblag. Soult aber hatte

verlangt, wir sollten ihn bei Reynosa ablösen, um seinerseits diesen Marsch unternehmen zu können. Letzteres gewann am Ende bei Lefebvre doch die Oberhand und so kamen wir nach Reynosa.

Wir fanden daselbst schon drei Divisionen des Soultischen Korps, die sich nach unserer Ankunft auf der Straße von St. Ander in Bewegung setzten. Die 4. kam am Abend nach und folgte den Tag darauf.

Wir blieben in den kothigen Straßen des Städtchens liegen, das noch immer der Plünderung preisgegeben war, so nöthig wir die Erhaltung der reichlichen Magazine hatten, die die Spanier zurücklassen mußten. Unterdessen hatte der Marschall sich von Soult überreden lassen, ihm die zwei besten deutschen Regimenter zur Expedition von St. Ander zu leihen. Baden und Nassau hatten sich gleich von Baldarroyo rechts gewendet. Um Mittag bekam ich die Nachricht durch einen Unteroffizier, der mir den schriftlichen Befehl vom General Leval brachte, gleich die Avantgarde zu verlassen und mit den deutschen Voltigeur-Kompagnien in St. Ander wieder zu ihm zu stoßen.

Der Marschall wies mich schön ab, als ich ihm diese Ordre zeigte. Es war also entschieden, daß ich auf lange Zeit gänzlich von den Regimentern getrennt wurde. Das war mir doppelt unangenehm, weil ich mir nun auch auf keine großen Lorbeeren mehr Rechnung machen konnte.

Nachmittags hatte die Sebastianische Division uns endlich abgelöst; aber es war nicht so leicht, mit unserm halbbetrunknen Voltigeur-Regiment die Stadt zu verlassen. Wir marschirten auf der Straße von Burgos und Palencia noch drittehalb bis drei Stunden weit bis Fombellida, einem Dörfchen im rauhesten Gebirg, von wo das Wasser nach allen Weltgegenden abläuft. Das Soultische Korps hatte diese Gegend so rein gesäubert, daß weder Menschen noch Lebensmittel mehr zu finden waren.

Zum Glück trieben seine Nachzügler gerade eine große Schaafheerde an unserem Bivouak vorbei. Da fielen denn unsere Leute drauf und die Soultischen wurden, trotz alles Protestirens, ein wenig mehr als dezimirt.

Das Wetter fing jetzt an sehr schlecht zu werden. Vom Feinde hatten wir aber nicht viel zu fürchten.

Wir stellten also unsere Bachen aus und legten jede Kompagnie in ein Haus. Wir Stabsoffiziere waren in einem Hause in der Mitte dieser Art von Kantonement, vor welchem Nachts immer die Kompagnie, die das Piket hatte, bivouakiren mußte. Es trat ein so abscheuliches Regenwetter ein, daß man in dreimal 24 Stunden wie unter der Sündfluth lebte. Während dieser Zeit zog das 1. Korps durch uns durch nach Burgos. Wir waren froh, daß wir mit schlechten Lebensmitteln, und beinahe des Lichts des Tages beraubt, in unserer Hütte einigen Schutz gegen die Unarten des Winters fanden, der so übel mit unseren Kameraden umging.

Wir blieben in dieser Stellung ganz ruhig und wurden nur einmal durch einen Haufen zersprengter Spanier allarmirt, die sich zwischen unseren Posten durchschlichen.

Wir schickten eine Kompagnie zum Recognosciren bis Aguilar del Campo, wo sie auf Kavallerie von der Milhaudschen Division stieß, die sich von Burgos kommend, hinter der Bisuerga aufgestellt hatte. Das Soultische Korps, vereinigt mit unseren zwei Regimentern, hatte unterdessen St. Ander ruhig in Besitz genommen und den Feind über Santillana und San Vicente verfolgt, wo ihm noch einiger Schaden zugefügt wurde. Von hieraus hatte Soult den General Leval mit den beiden deutschen Regimentern südlich nach Potes detaschirt und war selbst gegen Asturien vorgedrungen.

Der Marschall Lefebvre, der keine weitere Ordre vom Kaiser hatte, wußte nicht, was er thun sollte. An die Bisuerga oder noch besser den Carrion vorzurücken und sich durch ein kleines Korps übers nördliche Gebirg die Kommunikation mit Potes zu verschaffen, schien in der That das natürlichste zu sein. Dann wäre er zugleich wieder Herr über die Division Leval geworden, die er sich hatte abschwägen lassen. —

Es mag wohl dem Marschall so etwas vorgeschwebt haben, als wir den 21. Befehl erhielten, Aquila del Campo zu besetzen, das ungefähr 7 Stunden Wegs von Reynosa liegt. Die Straße führt durch die wildesten Gegenden bis Quantanilla, wo die Chaussee südöstlich nach Burgos abgeht. Wir folgten der südwestlichen und fanden in Aguilar del Campo noch die angekündigte Kavallerie, die sogleich

aufbrach, um sich an der Pisuerga herunter zu ziehen. Dieses, mit Mauern umgebene Städtchen, war auch beinahe gänzlich von seinen Einwohnern verlassen.

Wir etablirten uns vor der Stadt in einem Nonnenkloster an der Pisuerga und deckten die Brücke, die über dieses hübsche Flüsschen führt.

Kaum hatten wir uns mühsam festgesetzt, so erschien das 4. Armeekorps, um die Nacht bei Aguilar del Campo zu bleiben. Wir mußten daher wieder aufbrechen und nördlich an der Pisuerga hinauf geben. Gleich vor der Stadt auf dieser Seite fanden wir ein großes Mönchskloster, wo sich der Marschall aufhielt. Kaum einige Schritte weiter, wo das Thal enger wird, hatten die Verwüstungen des Kriegs ein Ende. In Genera, eine Stunde von Aguilar del Campo, fanden wir noch alle Einwohner mit unangestastetem Eigenthum. Wir bezogen unser Bivouac dicht vor dem Ort, fanden Lebensmittel voll auf und behandelten die Einwohner noch gerade so, daß sie nicht ganz zu verzweifeln brauchten. Wir Stabs-offiziere hielten uns in einem ganz ordentlichen Hause auf, das einer Art Schulmeister gehörte. Ich fand daselbst die Aeneide und unterhielt mich einige Stunden angenehm beim Schein der nächtlichen Lampe.

Den 22. hatten wir einen harten Marsch. Anfangs mußten wir lange warten, bis das Armeekorps in Bewegung war. Dann brachen wir auf und kamen gegen Mittag nach dem Städtchen Cervera. Von hier wurden die bergigen Wege immer abscheulicher. Die Sonne brannte bei unumwölkttem Himmel heiß wie am Mittag unseres Sommers. Die Leute waren mit Schweiß bedeckt, athemlos. Das Trainiren nahm kein Ende und wurde immer ärger. Abends kamen wir endlich zu dem Städtchen San Salvador de Contamuda. Sebastiani wollte hier mit zwei Regimentern übernachten. Wir mußten daher noch in der Nacht bis zu dem Dorf Arenas hinaufsteigen, welches ganz nahe an den Quellen der Pisuerga liegt, die eine halbe Stunde nördlicher bei Casavegas aus der Sierra de Alba entspringt, welche auf der nördlichen Seite ihre Wasser in das Cantabrische Meer sendet.

(Fortsetzung folgt.)

## Alfieris Flucht aus Paris.

Aus seinen Memoiren übersetzt und zusammengestellt von Anna Löhn.

(Schluß.)

Welchen hohen und doch rein menschlichen Standpunkt verräth dieses Bekenntniß!

Gewiß, ein Auge, das so klar in den eigenen Verhältnissen sah, konnte von den glänzenden Irrlichtern der damaligen Zeit nicht geblendet und getrübt werden.

Im März des Jahres 1792 empfing Alfieri die letzten Briefe seiner Mutter. Sie drückte darin ihre innige und wahrhafte Besorgniß aus, ihren Sohn „in einem Lande zu wissen, wo so viel Trübsal ist und wo die Ausübung der katholischen Religion behindert, wohl gar mißachtet wird, wo man fortwährend in Furcht und Zittern lebt und in Erwartung neuen Unheils.“

Sie sprach nur zu wahr, sagt der Dichter seinen Bericht fort. Bald bestätigte sich, was sie befürchtet hatte. Aber als mir endlich vergönnt war, die geliebte Heimath wieder zu betreten, war die verehrungswürdige, edle Matrone schon heimgegangen. Sie starb am 23. April 1792, im vollendeten siebenzigsten Lebensjahre.

Indessen war der Krieg mit dem Kaiser ausgebrochen, der später so allgemein, so unselig wurde. Im Monat Juni versuchte man schon, den Namen des Königs (etwas mehr war kaum noch von der königlichen Würde übrig) ganz und gar abzuschaffen, zu vernichten. Die Verschwörung des 20. Junis schlug fehl und mühselig und ungewiß schleppten sich die Ereignisse bis zu jenem verhängnißvollen 10. August, an welchem die Bombe platzte, wie Jedermann bekannt ist.

Nach diesen schaudervollen Ereignissen zögerte ich keinen Tag mehr, alle Anstalten zu unserer Flucht aus Paris zu treffen.

Mein einziger Gedanke war, die theure Freundin jeder Gefahr zu entreißen, und schon am 12. August hatte ich in höchster Eile die nöthigen Vorbereitungen zur Abreise vollendet. Nichts blieb zu thun übrig, als die letzte und freilich größte Schwierigkeit zu überwinden.

rigkeit zu überwinden, nämlich: Pässe zu erlangen, die es uns möglich machten, Paris und das Reich zu verlassen.

Drei Tage lang arbeiteten wir mit vereinigten Kräften an der Erreichung dieses Ziels. Alle uns zu Gebote stehenden Mittel und Verbindungen wurden in Bewegung gesetzt und am 15. oder 16. hielten wir die wichtigen Papiere in den Händen. Wir wurden darin als Fremde erwähnt, die in ihr Vaterland zurückkehren wollen. Mein Paß war von den venetianischen Ministern, der der Gräfin vom Gesandten Dänemarks ausgestellt, welche genannte Herren zu den letzten Vertretern auswärtiger Mächte gehörten, die noch um diesen Scheinkönig der Franzosen versammelt waren.

Nach unnenbaren Schwierigkeiten und Umständen erhielten wir die Bestätigung unserer Pässe und der unserer Dienerschaft von der zeitweiligen Obrigkeit, womit eine genaue Beschreibung jeder Persönlichkeit, als: Statur, Haare, Augen, Alter, Gesichtsfarbe, was weiß ich, verbunden war.

Bersehen mit diesen nothwendigen Patenten setzten wir zuerst unsere Abreise auf Montag den 20. August fest. Allein ein richtiges Vorgefühl trieb mich gewaltsam zur Eile, da alle Vorbereitungen getroffen, alle Effekten gepackt waren. Der Nachmittag des 18. fand uns bereits an der Barriere Blanche, welche von unserer ehemaligen Wohnung aus die nächste war, um aus der Stadt und auf die Straße nach Calais zu gelangen. Denn, um so schnell als möglich aus diesem unglückseligen Lande zu entkommen, hatte ich Calais zu unserm nächsten Reiseziele gewählt.

Wir fanden nur drei oder vier Soldaten von der National-Garde und einen Offizier an der Barriere, welche, nachdem sie unsere Pässe durchgesehen hatten, sich anschickten, das eiserne Gitterthor des ungeheuren Kerkers zu öffnen und uns friedlich unseres Weges ziehen zu lassen.

Aber dicht bei dem Thore befand sich eine elende Schenke, aus welcher im Nu zwanzig bis dreißig jener vom Pöbel bestellten Henkersknechte hervorbrachen, halbentkleidet, betrunken, wuthentbrannt. Kaum hatte das Gesindel unsere Carrossen erblickt, die mit Kisten und Koffern schwer bepackt waren und kaum

waren sie unserer Dienerschaft, bestehend aus zwei Frauen und drei Dienern, ansichtig geworden, als sie sogleich einig waren, wir seien Vornehme, Reiche, die aus Paris entfliehen wollten und Kostbarkeiten und Schätze mit sich wegführten und das Volk im Elend, in der Noth zurückzulassen. Nun entspann sich ein Streit zwischen den wenigen, trübseligen Nationalgardisten, die uns ziehen lassen wollten und den an Zahl siebenmal überlegenen Müßiggängern aus der Hefe des Volkes, die uns gewaltsam zurückzuhalten Anstalt machten.

Als ich das merkte, sprang ich aus dem Wagen mitten hinein in den wüthenden Pöbelschwarm. Alle sieben Pässe hielt ich hoch in der Hand und schrie, zankte und schimpfte noch weit ärger, als sie Alle, ein Mittel, wodurch man bei den Franzosen immer das Uebergewicht gewinnt. Einer nach dem Andern las jetzt oder ließ sich von denen, die zu lesen wußten, die genaue Beschreibung unserer Personen vorlesen, die in den Pässen verzeichnet war. Ich aber, auf dem Gipfel des Zornes und der Wuth angelangt, kannte entweder in jenem Augenblicke die Gefahr nicht, die uns bedrohte, oder ich verachtete sie, von meiner Leidenschaftlichkeit verblendet.

Ich hielt meinen Paß hoch in die Höhe und wiederholte schreiend:

„Hört! seht! Alfieri ist mein Name, Italiener, nicht Franzose bin ich, lang, mager, blaß ist mein Gesicht, roth sind meine Haare — bin ich der? Seht mich an! Ich habe meinen Paß, wir Alle haben ihn nach der gesetzlichen Ordnung erhalten und von denen, die Pässe geben oder verweigern können. Wir wollen fort und bei Gott, ich sage Euch, wir werden fortgehen!“

Länger als eine halbe Stunde dauerte der Skandal. Ich verlor nicht die Fassung und das rettete uns. Indessen hatte sich eine immer dichtere Menschenmasse um uns gehäuft. Viele Stimmen schrien: Brennt ihnen die Rutschen über den Kopf an! Werft sie mit Steinen zu Schanden! Es sind Reiche, Vornehme, die entfliehen wollen! Bringen wir sie nach dem Stadthause! Dort soll ihnen Gerechtigkeit geschehen! Ja, ja! Nach dem Stadthause mit ihnen!

Allein der wenn auch geringe Beistand der vier Nationalgardisten und ihres Offiziers, die immer

von Neuem zu unsern Gunsten sprachen, meine immer wiederholte, mit Marktschreierstimme ausposaunte Rechtfertigung unserer Pässe und mehr als Alles, die halbe Stunde Zeit, in welcher diese Affentiger nach und nach ermüdeten, half uns, ihrer Wuth zu entkommen.

Die Gardisten winkten mir zu, in den Wagen zu springen, wo ich meine Freundin, man kann sich leicht vorstellen, in welchem Zustande zurückgelassen hatte, und ich, kaum eingestiegen, die Postillone kaum im Sattel, so öffnete sich auch das Gitter und im Fluge enteilten wir den entsetzenvollen Mauern, begleitet von dem Geheul, Pfeifen und ausgestoßenen Verwünschungen jener bösen Brut.

Welch' namenloses Glück für uns, daß diejenigen, welche darauf bestanden, uns nach dem Stadthause zurückzuführen, ihren Willen nicht durchsetzten.

Geschah dies und wurden wir, gefolgt von Dienern und schwerbepackten Kutschen, umgeben von jener immer wachsenden Rotte, die uns mit dem verfehnten Namen: Flüchtlinge brandmarkte, vor die aus Schelmen bestehende Municipalität geschleppt, so mußten wir uns auf das Aeußerste gefaßt machen. An Flucht, an Abreise wäre nicht mehr zu denken gewesen, man hätte uns in's Gefängniß geworfen und waren wir einmal dort, so stand uns dasselbe gräßliche Schicksal bevor, was am 2. September, also kaum vierzehn Tage später, so viele Edelleute betraf, die im Kerker getödtet wurden. Diesem Höllenpfehl entronnen, erblickten wir mit wahren Frohlocken nach zwei und einem halben Tage die Thürme von Calais.

Mehr als vierzig Mal war ich unterwegs genöthigt, die Pässe vorzuzeigen und erfuhr später, daß wir die ersten Fremden gewesen waren, die Paris und das Reich nach der Katastrophe vom 10. August verlassen hatten.

Von Calais aus, wo man uns keine Schwierigkeiten machte unsern Weg bis zur flandrischen Grenze über Gravelingen fortzusetzen, wandten wir uns direct nach Brüssel. Jede Municipalität, welcher auf dem Wege nach Calais unsere Pässe vorgelegt werden mußten, konnte sich anfangs gewöhnlich kaum von ihrem Staunen und Entsetzen erholen, wenn sie nach dem ersten Blicke in die gedruckten Papiere, den Namen des Königs darin ausgelöscht fand.

Benig und schlecht war man bis jetzt noch in

der Provinz von dem unterrichtet, was sich in Paris zugetragen hatte.

In Brüssel wollte sich die Gräfin von den ausgestandenen Strapazen und Schrecknissen ein wenig erholen und verblieb daselbst nicht ganz einen Monat im Hause ihres Schwagers und ihrer Schwester. Dort empfing sie Briefe von unserer in Paris zurückgelassenen Dienerschaft, welche ihr anzeigte, daß an dem früher zur Abreise bestimmt gewesenen 20. August, welchen Termin ich glücklicher Weise um 2 Tage abkürzte, dieselbe Obrigkeit, die unsere Pässe bestätigt hatte, o Blödsinn, o Albernheit, in corpore in unserem Hause erschienen war, um die Gräfin zu arretiren und in's Gefängniß zu führen.

Natürlich, sie war adlig, reich und von den unbescholtensten Sitten! Mir, der ich stets weniger Werth hatte, als sie, mir erzeigte man diese Ehre nicht.

Da die würdige Municipalität Niemand mehr angetroffen hatte, so begnügte sie sich damit, Möbeln, Pferde, Bücher, kurz Alles, was sie fand, zu confisciren. Dann wurden die Einkünfte sequestrirt und wir beide für Emigranten erklärt.

Immer mehr trübte sich der Himmel über diesem unseligen, beklagenswerthen Lande, bis endlich aus Schrecken und Blut die Megäre der Republik ihr scheußliches Haupt erhob.

Am 1. October machten wir uns auf den Weg nach Italien und erreichten über Frankfurt, Augsburg und Insbruck reisend die Alpen. Weiter und glücklich überschritten wir sie; das Tageslicht schien uns von Neuem geschenkt, als wir das schöne Land wieder betraten, wo das Si ertönt.

Die Freude und das Dankgefühl gegen die gütige Vorsehung, die uns dem Kerker und einem schmachvollen Tode entrinnen ließ, das Wohnegefühl, mit der theuren Freundin dieselben Wege wandeln zu können, die ich früher geheimnißvoll aufgesucht hatte, um sie von fern zu sehen, sie, deren heilige Nähe ich jetzt für immer genießen durfte, unter deren Regide ich meine theuren Studien wieder aufnehmen konnte, — diese Fülle des Glücks erheiterte und beruhigte mein Gemüth so ganz, daß von Augsburg an bis Toskana, sich mir die Quelle der Reime wieder öffnete, die lange unter dem Eise einer rauhen Gegenwart geschlummert hatte.

Am 3. November erreichten wir Florenz, von welchem reizenden Orte wir uns nie mehr entfernt haben und wo ich den edeln Schatz der schönsten

Sprache wiederfand, der mich nicht wenig für alle die Verluste entschädigte, die ich in Frankreich erlitten hatte.

## Feuilleton.

### Zeitschwingen.

#### Dramatische Dichtung.

\* Von Moriz Horn kündigten wir vor einiger Zeit die metrische Uebersetzung einer Tragödie Casimir Delavignes an. Gegenwärtig hat Horn dieselbe vollständig beendet, und die Tragödie „Eine Familie zu Luthers Zeiten“ sieht nur noch einer Aufführung entgegen. Eine solche steht hoffentlich bald zu erwarten, da Casimir Delavigne weit eher als die allerneuesten französischen Dramatiker einer Einbürgerung auf deutschen Bühnen würdig zu halten ist.

\* Friedrich Salms „dramatische Dichtungen“ erscheinen bei Gerold in Wien in sechs schön ausgestatteten Octavbänden. Zwei derselben sind bereits ausgegeben worden und bringen unter andern die weniger bekannt gewordenen Dramen „Imelda Lambertazzi“, „König Wamba“ und „ein mildes Urtheil.“

#### Lyrische Dichtung.

\* Die zweite, stark vermehrte Auflage der „Gedichte“ von Anna Böhn erscheint im Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig in den nächsten Wochen.

\* Von Julius Hammers „Schau in Dich und schau um Dich“, von Theodor Storms „Gedichten“, stehen neue Ausgaben in Aussicht. — Auch Wilhelm Osterwald in Merseburg veranstaltet eine zweite, gesichtete und mit Neuem bereicherte, Auflage seiner 1848 zuerst erschienenen „Gedichte“.

#### Musik.

\* Robert Schumann soll unter vielen andern vollendeten und bedeutenden Werken auch eine große

Messe hinterlassen haben, die von den Wenigen, welche mit dieser Schöpfung des Meisters bekannt sind, zu seinen genialsten Werken gezählt würde. —

\* Anton Rubinstein hat vor kurzem ein großes Oratorium „Das verlorne Paradies“ (Text nach Milton) beendet. Dasselbe wird zuerst in Berlin zur Aufführung gelangen.

#### Neue Belletristik.

\* Von Robert Pruz veröffentlicht das Prager „Album“ einen neuen Roman, „Helene, ein Frauenleben“. Pruz hat bekanntlich in den letzten Jahren schon mehrfach Romane publizirt. — Dieselbe obengenannte Romanenbibliothek stellt auch einen „culturhistorischen“ Roman in Aussicht, der Schiller zum Helden haben soll. Verfasser ist Johannes Scherr.

\* Brockhaus' „Reisebibliothek“, die R. Bohl in seinem Capriccio „die Reisebibliotheken“ empfehlend angezeigt, nimmt neuerdings guten Fortgang. Sie brachte: „Das schlesische Gebirge“ von Rudolph Gottschall; „Münchener Skizzenbuch“ von Wolfgang Müller von Königswinter; „Von Eisenach nach Frankfurt am Main“ von Emil Müller u. s. w. Es scheint demnach, als ob die Idee der Reisebibliotheken beim Publikum Theilnahme und Anklang fände.

#### Neue literarische Erscheinungen.

\* Im Verlag von Schrödel und Simon in Halle ist eine kleine anonyme Brochure: „Zur Reform der modernen Kunst“ herausgekommen, welche viel Beachtenswerthes enthält und der wir daher eine ausführlichere Würdigung zu widmen gedenken.